

Junge Ehe.

Novelle von L. Haidheim.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Ein guter Ehemann soll seines Weibes Hüter und Lehrer sein!" hatte Schwester Benedikta neulich Dietrich geantwortet, als er ihr Abends einmal in einer ruhigen Stunde erzählte, wie Minna in's Haus gekommen sei und was darauf folgte.

Er zeigte ihr auch die Quittungen und schüttete ihr sein ganzes Herz aus.

Aber wenn Dietrich gemeint, unglücklicher könnten sie doch gar nicht werden, so hatte er sich geirrt, denn dies weitere Unglück kam schnell genug. Schwester Benedikta kündigte ihm an, daß sie abberufen sei auf eine andere Station, eine ihrer Schwestern würde kommen, sie zu ersetzen.

Ersetzen? Niemals! O, was sollte werden, wenn der gute Engel fortging?

Sie tröstete ihn lieb und freundlich; aber er sah nur vor sich hin und murmelte: „Nun ist Alles verloren!"

Endlich rieth sie ihm: „Schreiben Sie doch an die alte Ellerdiek! Die Pflegemutter thut es! Sie haben mir immer gesagt, es wären gute Leute! Oder soll ich für Sie schreiben?"

Nein, er wollte es selbst thun. Was er auf dem Herzen hatte, das konnte nur er selbst schreiben.

So setzte er sich denn hin und brauchte weder an der Feder zu kauen, noch hatte er nöthig, sich lange zu besinnen.

Der Schluß lautete: „Lieber Meister und Frau Meisterin, wir sind so unglücklich, Sie müssen Erbarmen haben!"

Den Brief wollte Schwester Benedikta zur Post mitnehmen, wenn sie hernach abgelöst wurde. Als er fertig dalag, fühlte sich Dietrich schon etwas erleichtert. So setzte er sich denn an das Fenster und blickte auf die mondbeschienenen Dächer.

Es wurde schon wieder Frühling. Er hatte bereits Veilchen verkaufen sehen.

„Wenn ich es von ihr nur begreifen könnte!" sagte er laut denkend zum hundertsten Male.

Schwester Benedikta kannte diese qualvolle Noth seiner Seele sehr gut.

Sie trat zu ihm und sagte: „Ich habe mir die Papiere, die Sie mir gaben — ich meine die Quittungen — noch einmal angesehen, Herr Seidel, und da fiel mir erst jetzt auf, daß alle an demselben Tag ausgestellt worden sind, gerade einen Tag vor der Geburt des Kindes. Haben Sie das übersehen?"

„Erinnern Sie mich nicht daran!" wies er sie finster ab.

Sie beharrte aber. „Das ist doch keineswegs so gleichgiltig! Können Sie sich nicht besinnen, ob Ihre Frau vielleicht ein Sparkassenbuch hatte? Viele verheimlichen den sogenannten Nothpfennig ihren Männern und haben dazu leider oft Grund genug."

„Nein, für's Sparen waren wir Beide nicht. Wollten das Leben genießen. Darum sitzen wir nun auch schon in Schuld und Unglück," erwiederte er bitter.

Schwester Benedikta schwieg, legte ihm aber die Quittungen vor und zeigte auf die Daten.

„Wenn sie wieder besser wird, seien Sie sanft mit ihr, Herr Seidel. Sie hat schwer leiden müssen."



Die Unruhen an der indisch-afghanischen Grenze: Blick auf den Khaiberpaß vom Fort Ali Mesdschid.
Nach einer Photographie von F. St. J. Gore. (S. 363)

„Es ist schrecklich! Ich kann ihr nie wieder trauen,“ stöhnte er. Dann aber fragte er doch: „Haben Sie denn noch Hoffnung, Schwester?“

„Ja,“ sagte sie, und dann führte sie ihn an das Bett und ließ ihn die Stirn und die Hände der Schlafenden fühlen. „Sie sind feucht. Die Aerzte geben nicht viel darauf, aber unsere Erfahrung lehrt, daß sich so die Genesung öfter ankündigt. Und sehen Sie nur, wie ruhig der Schlaf ist, wie friedlich die Züge.“

Das war richtig. Die bisher pergamentartige Haut hatte ein anderes Aussehen. —

Die neue Schwester kam.

Dietrich begleitete Benedikta zurück. Es war ihm, als ginge der einzige Mensch von ihm, der es gut mit ihm meinte.

Sie sprachen von seiner trostlosen Geldverlegenheit.

„Gehen Sie zu Ihrem Herrn und bitten Sie ihn um Vorschuß,“ rieth sie.

„Das mag ich nicht. Er gab mir gleich dreißig Mark, als er hörte, daß ich den Arm gebrochen. Der Apotheker nahm zwölf Mark, das Andere habe ich als Abschlag auf die Miethe hingegeben.“

Sie überredete ihn dennoch. Zum Abschied sagte sie: „So ein tüchtiger Mann muß den Kopf nicht gleich hängen lassen, Herr Seidel. Im Unglück tapfer sein, das kann nur ein wirklich tapferer Mensch. Nun zeigen Sie 'mal, was in Ihnen steckt! Wenn ich später wieder zurückkomme, will ich sehen, ob ich mich in Ihnen verrechnet habe!“

Und dann rief sie ihn noch einmal zurück. „Herr Seidel! Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie gut gegen die Frau sein wollen! Haben Sie wohl gesehen, daß der Junge gerade so eine dicke braune Locke über der Stirn hat, wie Sie selber?“

„Schwester? Nein. Ist das wahr?“

„Sehen Sie nur selbst zu. Und nun: Auf Wiedersehen, Herr Seidel, Gott sei mit Ihnen Allen!“

„Gottes Segen über Sie, Schwester!“

Die Thür fiel zu.

Nach Hause mochte er nicht; er hatte sich auch schon gewöhnt, seine Abende im „Verein“ zuzubringen, wo man ihm seine schwarzen Gedanken am besten vertrieb.

Frieda hatte es nicht gern gesehen, daß er hinging, und er selbst sich auch nicht hingezogen gefühlt, denn sie plauderte tausendmal hübscher und fesselnder, wie alle diese „Haupthähne“ des Vereins, die den Mund nie voll genug nehmen konnten.

Damals las er die Zeitungen nur unregelmäßig, verstand die „brennenden Fragen“ nicht, um welche seine Kameraden sich mit heißen Köpfen stritten. Jetzt war das anders geworden. „Er bekehrt sich,“ sagten die Einen, „er wird vernünftig,“ nannten es die Anderen. Alle aber stimmten darin überein, daß der kein rechter Mann sei, der nicht seiner politischen Mannespflicht in Betreff der bevorstehenden Wahlen Genüge leiste.

Bis nach Mitternacht hatte Dietrich alle Reden angehört und Bier getrunken, obwohl der Arzt es ihm verboten. Sein Arm schmerzte sehr, als er zum Aufbruch sich erhob; der starke Tabaksrauch machte ihm ganz übel, ihm selbst hatte die Cigarre durchaus nicht schmecken wollen, der Kopf wirbelte ihm von all den Schlagwörtern und Kernsprüchen. Eines aber ärgerte ihn schmählich, er hatte, als man vorhin für streikende Kameraden sammelte, nichts geben können, keinen Pfennig im Portemonnaie gehabt, da er den letzten Groschen für das Bier gezahlt.

An sich wäre das keine Beschämung gewesen, aber das Unglück wollte, daß er sah, wie Schöngast den Anderen einen Wink gab, sie sollten ihn nicht drängen, und wie sich die Nächstsitzenden dann heimlich anblickten mit mitleidigen Mienen.

Was hatten sie ihn zu bemitleiden?

Wußten sie, daß sein Weib Geld gehabt hatte, welches er ihr nicht gegeben? Wußten sie von seiner Schande?

Wild gährte es in ihm auf.

„Was guckst Du so?“ fuhr er Schöngast wüthend an.

„Ich? Ich gucke gar nicht!“ rief der betreten.

„Guckt doch die Katze den Kaiser an!“ lachte ein Anderer dazu.

Aber um Dietrich's Besinnung war es geschehen. Keiner wußte, wie es zuging; er war mit einem wahnsinnigen Schrei zugesprungen und packte mit unerhörter Kraft Schöngast mit der gesunden Rechten und schleuderte ihn zu Boden. Des Unglücklichen Kopf schlug auf die Dielen, daß es schauerlich krachte.

Einen Moment standen Alle wie erstarrt, dann sprangen sie auf Dietrich zu, dem es wie Wahnsinn aus den Augen glühte. Sein Schoppenglas schlug er dem Ersten, der ihn anrührte, auf den Kopf; sie drangen tobend auf ihn ein, er wehrte sich mit dem einen gesunden Arm wie ein Rasender, aber nicht lange. Die Uebermacht siegte schnell; er lag auf der Erde, sie rissen ihn empor: „Hinaus mit ihm! Hinaus mit dem Kerl!“

Da klirrte es an der Thür, wie von Metall. Die Polizei!

Wer sich flüchten konnte, machte, daß er fortkam, Dietrich aber wurde sofort in Gewahrsam genommen. Der völlig bewußtlose Schöngast mußte in's Krankenhaus, man schickte nach einem Krankenkorb zur nahen Wachtstube.

„Das hast Du gethan?“ herrschte der Polizeilieutenant, der eilig gerufen worden war, Dietrich an.

„Ja,“ lautete die trotzige Antwort.

„Ei sieh! Noch geprahlt mit seiner Rohheit! Na, mein Bürschchen, wenn der da stirbt, so sind Dir Deine zehn Jahre sicher! Bei uns versteht man, solche Jungen, wie Du einer bist, schon zahm zu machen.“

Wie ein Sturzbad eisigen Wassers hatte Dietrich das Wort berührt.

„Todt? Er stirbt doch nicht?“ hauchte er tonlos. Seine Züge veränderten sich im Nu.

„Wer sind Sie?“ fragte, ohne ihm zu antworten, der Polizeilieutenant.

„Ein unglücklicher Mensch!“ stöhnte Dietrich und sank neben Schöngast in die Kniee, befühlte ihn, tastete nach seinem Herzen, legte das Ohr an seinen Mund. „Gott! Gott! Barmherziger Gott! Nur nicht todt!“ flüsterte er wie geistesabwesend dazu.

Unterdeß wurden die Zeugen aufgeschrieben, der Thatbestand festgestellt.

Einer der Männer, Schöngast's Nebenkamerad, äußerte: „Seidel ist ein grundbraver Kerl, aber er hatte Unglück über Unglück! Zuletzt auch mit seiner jungen Frau; die liegt nun schon seit sechs Wochen, und man fragt alle Morgen: „Ist sie todt?“ Das hat ihn wohl desperat gemacht.“

„Gibt ihm kein Recht, andere Leute todtzuschlagen!“ sagte der Polizeilieutenant.

Sein Mitleid war nicht so leicht mehr zu rühren, aber die Kameraden dachten doch plötzlich milder über Dietrich; sie wußten zum größten Theil, wie schwer das Unglück wiegt in den Wohnungen der Armen.

5.

„Du sollst nicht ohne Geld zu ihnen kommen, Mutter,“ sagte Vater Ellerdiek, wickelte ein Zwanzigmarkstück in Papier und steckte es ihr in das Portemonnaie.

„Eines nach dem anderen geht so hin,“ flüsterte er bedrückt.

„Und wenn wir's noch selber übrig hätten, Vater! Aber so geht es, die Alten müssen für den Unverstand und Leichtsinn der Jungen büßen,“ seufzte seine Frau. „Was brauchten die schon zu heirathen!“

„Na, Friederike, es ist nun 'mal gescheh'n. Nun mußt Du ihnen in dieser Noth keine Vorwürfe machen.“

„Ach, Vater, werd' ich das denn? Sie dauern mich nur so, der Dietrich noch mehr wie Frieda, denn er war immer ein kreuzbraver Junge.“

„Ja, ja, sie hatte viel von einer Eva an sich,“ meinte bedächtig der Mann.

„Na — Du ließest Dich darum auch so gern von ihr streicheln, Du alter Adam!“ neckte sie halb ärgerlich.

Nun war sie fertig, der Gatte brachte sie zur Bahn, nachdem er noch gefragt hatte: „Hast Du auch ein bischen was Nahrhaftes eingepackt, Mutter?“

Sie beruhigte ihn. Sommerwurst hatte sie, ihre allerbeste, ganz zart und weich. — —

Aber mit welchen Gefühlen sank sie auf einen Stuhl, als sie, von der barmherzigen Schwester empfangen, die Schreckenskunde des gestrigen Abends vernahm.

Wie konnte das nur möglich sein? Dietrich ein Todtschläger? Ein wüster Raufer? Er, der ihr gestern noch so verzweifelt geschrieben hatte?

Dann erst trat sie an das Bett der Kranken. Sie schlug die Hände zusammen vor dem Leidensbild.

Und plötzlich rührte sich die Kranke, öffnete langsam und schwer die Augen und flüsterte: „Trinken!“

Die Schwester reichte ihr das Glas. O, wie das gut that! Erstaunt sah Frieda sich das Getränk an. Gelbröthlicher schwerer Wein?

„Der Doktor hat ihn gebracht,“ sagte die Schwester mit milder, freundlicher Stimme.

Sie blickte auf. Und da erst gewahrte sie, es stand noch Jemand neben der Schwester.

Ein langsames Erkennen malte sich jetzt in den krankhaft-klaren, großen Augen, ein heller Freudenschein.

„Tante? Du? Du? O, Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ flüsterten die blassen Lippen.

Die alte Frau beugte sich über ihr Pflegekind, kniete am Bette nieder, und Frieda schlang die mageren Arme um ihren Hals.

„Nun ist Alles, Alles gut!“ Damit war sie schon wieder eingeschlafen.

Sachte legte die Schwester sie bequem zurecht, und dann konnte Mutter Ellerdiek sich umschauen in der Wohnung.

War es das hier, was Frieda ihr in einem Briefe, den sie kurz nach der Hochzeit schrieb, geschildert? Dies ärmliche Hausgeräth? Und wo waren die Plüschmöbel? In der Stube nebenan sah es wüst aus.

Die Hauswirthin sagte der erschrockenen Frau, sie seien weggeholt, nie bezahlt worden, Dietrich sei auch die Miethe schuldig.

„Und das Bett ist so schlecht!“ hatte sie verächtlich hinzugesetzt. Daran konnte man sich wahrlich nicht schadlos halten.

Traurig saß die alte Frau bei der Pflegerin, die das Kind versorgte.

„Das will ich Ihnen jetzt abnehmen,“ sagte Mutter Ellerdiek und blickte mit unendlichem Kummer auf das kleine Geschöpf.

„Denen gibt der Himmel nun ein Kind, und Vater und ich haben ihn so oft vergeblich darum gefleht,“ dachte sie hadernd.

Später meldete sich der Hunger bei ihr.

„Was essen Sie denn, Schwester?“ fragte sie, da sie nirgends eine Anstalt zum Mittagessen sah.

„Ich bringe mir ein Butterbrod im Papier mit, und Abends, wenn ich heim komme, erhalte ich zu essen," gab sie Auskunft. „Mich löst dann eine Mitschwester ab."

„Das geht ja aber gar nicht!" rief die alte erschrockene Frau, erhob sich und ging, die Küche zu revidiren. Alle Schränke leer.

Es dauerte eine ganze Weile, bis es ihr gelang, in den völlig fremden städtischen Verhältnissen sich zurecht zu finden.

Zu Hause machte jedes Nachbarkind gern einen Weg für sie, die Nachbarinnen halfen einander, wo immer es noth that; Jeder beobachtete die Fenster des Anderen und entdeckte bald, ob da Eines krank oder nicht gut zu Wege war.

Hier?! Niemand achtete auf sie. Ihr Versuch, in der Nachbarwohnung derselben Etage um Hilfe zu bitten, wohl auch nur eine Nachfrage zu halten, wurde kurz und kühl abgewiesen.

Glücklicherweise kam Elise, theils aus Neugier, um wegen des Todtschlags nachzufragen, der schon mit Dietrich's Namen durch die Zeitung lief, theils aus Anhänglichkeit an das kleine Kind.

Elise half ihr bereitwillig und machte sich sehr nützlich.

Aber wo sollte die alte Frau nun schlafen? Schlafen? Sie wollte bei dem kranken Pflegekinde wachen, die Schwester mochte schlafen. — —

Am anderen Tag ließ die Mutter Ellerdiek sich auf die Polizei führen. Man schickte sie hierhin und dorthin, sie hätte weinen mögen über die grausame Kürze, mit der sie überall eilig abgefertigt wurde, und über das Menschengewühl und Gewirr der großen Stadt, welches sie ganz krank machte.

Ein Glück nur, daß Vater ihr die zwanzig Mark gab!

Sie ließ nicht nach, und endlich hatte sie es erreicht. Sie durfte zu ihm. Er sollte doch nicht ganz und gar verlassen sein.

Ach, wie sie ihn fand! Kaum wieder zu erkennen, mit verworrenem Haar, ganz entstellten Zügen, in denen die Verzweiflung und die Wuth sich malten.

Als er sie eintreten sah, brach er zusammen. Die Reue, die Angst um Schöngast, dieser verbitterte Kummer um Frieda, dabei doch wieder die Unmöglichkeit, daran zu glauben, Alles strömte er vor ihr aus.

Jetzt hatte sie — die Kinderlose — plötzlich einen Sohn. Da lag er vor ihr, den Kopf in ihren Schoß gedrückt. Mutterfreude war ihr nicht beschieden gewesen, aber Mutterschmerzen und mütterliches Erbarmen, das nicht richtet, nur liebt, das quoll in ihrem Herzen hoch auf.

Sie streichelte ihm leise über das dichte Haar und hörte ihn still an.

Dann sagte sie einfach: „Nein, Du, das glaub' ich nicht von ihr. Wenn sie ein böses Gewissen hätte, würde sie sich nicht so gefreut haben, als sie mich sah."

Das leuchtete auch ihm ein.

Aber woher kam das Geld? Die Frage wurde er nicht los.

Die alte Frau erschrak selbst bei den sich ihr aufdrängenden Gedanken; doch gab sie sich ihm durchaus voll Vertrauen und beruhigte ihn damit. —

Auf der Polizei hatte einer der Männer zu ihr gesagt: „Der Kerl muß einen wahren Ochsenschädel haben!" Das ließ darauf schließen, Schöngast lebte noch.

Vor Mutter Ellerdiek's klaren Augen kam Dietrich nun auch erst volle Klarheit über sich selbst.

Diese wüthende Gereiztheit der letzten Wochen, die Angst vor der Schande, ein ehrloses Weib zu haben, dann das Fortgehen von Schwester Benedikta, seine hilflose Vereinsamung, die Schmerzen am Arm, der nun durch seinen Angriff auf Schöngast von Neuem hatte geschient werden müssen und ihm große Pein machte.

So klagte er sich aus und viel schneller, als er's ahnte, mußte sie ihn wieder verlassen.

„Ach, kommen Sie wieder! Bringen Sie mir Bescheid, Mutter!" bat er beim Abschied.

Abermals ging eine Spanne Zeit hin.

Schöngast war nach längerem Krankenlager genesen, bis auf eine gewisse, sich verlierende Schwäche infolge der Gehirnerschütterung.

Dietrich kam deshalb und wegen der zur Anerkennung gebrachten mildernden Umstände mit einem halben Jahre davon.

Nur ein halbes Jahr! Wie viele qualvolle Tage und Nächte, wie viele endlos sich dehnende Stunden! O, diese namenlose Pein, gefangen zu sitzen!

Mutter Ellerdiek besuchte ihn nicht mehr. Sie war noch einmal, kurze Zeit nach seiner Aburtheilung, gekommen und hatte ihm erzählt, es ginge so nicht mehr, Vater hätte es ohne sie nicht ausgehalten, und die beiden Ziegen wären schier verkommen.

Nun sei der Alte, kurz entschlossen, selber da und wolle sie alle Drei haben, seine Rieke und die Genesende mit dem Kinde.

„Frieda und der Kleine sollen die Logirstube nach hinten heraus haben, wir können es einrichten, und was wär' alles Christenthum, wenn wir es nicht an den Kranken und Schwachen beweisen wollten," sagte sie.

Ach, die guten, guten Leute! Und über ihre Güte hatten Frieda und er damals gespottet und sie mißbraucht mit Vorbedacht.

Er schämte sich, daß er kaum wagte, ihr die Hand zu drücken.

Dann fragte er nach Frieda.

Sie sei noch recht schwach, aber an Tisch und Stühlen sich haltend, versuchte sie zu gehen. Ihr fehle nur kräftigere Kost und gute Luft.

Und das Kind? Ach, an dem hätte sie so große Freude. Neulich hätten sie es taufen lassen, was immer noch versäumt sei, und Frieda hätte darauf bestanden, der Junge solle auch Dietrich heißen. Sie riefe ihn aber jetzt Diether.

Also sie hatte ihn doch noch lieb?

„Und was sagt sie von dem Gelde?"

„Nichts, denn wir fragen sie nicht darnach. Sie ist noch viel zu schwach, und wenn Gott ihr Herz nicht richtig lenkt, daß sie von selber davon anfängt, so lassen wir sie schweigen, bis sie ganz gesund ist."

„Aber wovon lebt ihr jetzt? Ich schlechter Kerl sitze hier und thue nichts für euch. O, es ist fürchterlich! Ich komme bis an meinen Tod nicht darüber weg, daß ich im Gefängniß gesessen habe!" rief er schaudernd und ganz blaß werdend.

Sie beruhigte ihn. Vater hätte Geld mitgebracht. Er ahnte nicht, daß es die beiden letzten Goldstücke waren, ebenso wenig, daß die beiden alten Leute sich kummervoll fragten, wovon sie zu Vieren leben sollten.

„Gott, der die Lilien auf dem Felde kleidet, wird uns nicht vergehen lassen!" hatte der kleine Meister mit fast patziger Bestimmtheit diese Frage bei Seite geschoben. (Fortsetzung folgt.)

Die Unruhen an der indisch-afghanischen Grenze.

(Mit Bild auf Seite 361.)

Unser Bild auf S. 361 versetzt uns an den Hauptschauplatz der gegenwärtig tobenden Kämpfe zwischen den anglo-indischen Truppen und den aufständischen Bergstämmen an der indisch-afghanischen Grenze. Von Peschawar, dem wichtigen militärischen Stützpunkte, bis zu der afghanischen Hauptstadt Kabul beträgt die Entfernung nur 290 Kilometer, und der Weg führt zum Theil durch einen langen, von steilen Bergen eingeschlossenen Engpaß, den berüchtigten Khaiberpaß. Er ist die Pforte des Pandschab und seine Offenhaltung für Englands Herrschaft in Indien eine Lebensbedingung. Als daher im Sommer 1897 die kriegerischen Bergvölker der Afridis, Orakzais und Mohmands sich erhoben, den Khaiberpaß besetzten und sogar die den südlichen Zugang beherrschenden Bergforts Maude, Lundi Kotal und Ali Mesdschid nahmen, sah sich die anglo-indische Regierung zu bedeutenden militärischen Anstrengungen gezwungen, um den Khaiberpaß wieder in ihren Besitz zu bringen. Unsere Illustration läßt den Leser vom Fort Ali Mesdschid aus einen Blick in den Paß thun. Links oben liegt das Fort Dschihangara, weiter hinten macht der Weg eine Wendung und dort beginnt die eigentliche Felsenenge, die ebenso leicht zu vertheidigen, wie schwierig einzunehmen ist, selbst durch eine in jeder Beziehung überlegene Truppe.

Uebungen einer Torpedoboot-Division.

(Mit Bild auf Seite 364 u. 365.)

Von allen Seeleuten der Marine haben die Bemannungen der Torpedoboote den härtesten und gefahrvollsten Dienst. Obgleich die kleinen, flinken, aus Stahlblech gebauten Torpedoboote durchaus seetüchtig sind, werden sie doch bei Sturm wegen ihres geringen Tiefganges entsetzlich umhergeschleudert, bäumen sich vor jeder Sturzwelle hoch empor und sind der Gefahr des Kenterns selbst bei geschicktester Führung leicht ausgesetzt. Noch ist ja in aller Erinnerung der Untergang des deutschen Torpedobootes „S 26", das von dem Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg geführt wurde und infolge Sturmes dicht vor Cuxhaven kenterte. Aber dergleichen unvermeidliche Unglücksfälle dürfen natürlich unsere braven Blaujacken nicht abschrecken, bis zum Aeußersten ihre Pflicht zu thun an der Stelle, auf die sie das Vaterland gestellt hat, und unsere Torpedoflotte ist anerkanntermaßen vorzüglich infolge der unausgesetzten, sachgemäßen Schulung der Leute. Das Bild auf S. 364 u. 365 zeigt uns eine Torpedoboot-Division auf einer Uebungsfahrt an der Küste der Insel Rügen bei hoher See. Die kleinen Schiffe haben soeben den Hafen von Saßnitz verlassen und arbeiten sich unter großen Schwierigkeiten gegen Wind und Wellen vorwärts. Die Strapazen und Entbehrungen der Mannschaften während einer solchen Fahrt, eingeschlossen in dem engen Raume des Bootes, triefend von Nässe, kaum fähig, bei dem furchtbaren Schwanken zu schlafen oder zu essen, sind sehr groß und erfordern in jeder Beziehung abgehärtete, gesunde und furchtlose Leute.

Das Ende vom Lied.

Ein Großstadtbild. Von **Woldemar Urban.**

Professor Schellhorn war noch verhältnißmäßig jung, kaum einige vierzig Jahre, und hatte sich erst vor einiger Zeit an der Universität als Privatdozent der Philosophie habilitirt. Freilich, wenn er von seinem Einkommen hätte leben sollen, so hätte er verhungern müssen. Aber Professor Schellhorn konnte sich den Luxus eines philosophischen Lehramts ohne Gehalt gestatten. Er war der einzige Sohn reicher Eltern und hatte sein Studium ohne Rücksicht auf den Erwerb aus reiner Liebe zur Wissenschaft erwählt.

Bei dieser idealen Anschauung konnte es nicht fehlen, daß ihm seine biederen Mitbürger allerhand „Ehrenämter" aufhalsten, welche ebenfalls nichts einbrachten. So war er Armenpfleger geworden, das heißt ein Mann, der sich persönlich von der Lage derjenigen Leute überzeugen mußte, die um Armenunterstützung bei der öffentlichen Armenkasse einkamen.

Professor Schellhorn patschte an einem häßlichen kalten Wintertage unverdrossen durch die schmutzigen Straßen der Stadt.

In der Sternwartenstraße blieb er stehen,



Uebungen einer Torpedoboot-Division an der Küste von Rügen bei hoher See. (S. 363)

zog einen Zettel aus der Westentasche, auf dem er sich eine Adresse notirt hatte, und trat dann in eines der Häuser ein. Er ging durch das Vorderhaus, über den kleinen, mit allerlei Gerümpel angefüllten Lichthof hinweg und gelangte in das Hinterhaus, dessen Treppen so finster waren, daß man auf jeden Absatz eine kleine Oellampe gesetzt hatte, obgleich es eben Mittag war. Außerdem roch es in dem Hause in jedem Stockwerk anders und oft nach den merkwürdigsten Dingen. Der Professor hatte vier Treppen hoch zu steigen, bis er vor der Thür einer Dachkammer stand, an welcher auf einem schmierigen Zettel zu lesen war: „Brennecke, Schriftsetzer.“

Der Professor klopfte an die Thür.

„Wer ist denn draußen?“ klang eine hohle, schwache Frauenstimme. Es war mehr ein Gestöhne, als ein Rufen.

„Der Armenpfleger,“ antwortete der Professor.

„Drücken Sie nur auf die Klinke. Die Thür ist offen,“ hörte er drinnen sagen.

Der Professor klinkte nun an der Thür, die sich auch sofort öffnete. Zögernd, beklommen athmend — denn es war in dem Raum, in den er kam, eine fürchterliche Luft — trat er ein. Die Thür führte direkt in das Wohnzimmer, einen kahlen Raum mit zwei Dachluken. An der einen Dachluke war die Scheibe zerbrochen und mit Papier verklebt, das wieder von der Nässe aufgeweicht war und in Fetzen herunterhing. Ein altersschwacher, wackeliger Tisch, auf dem etwa der vierte Theil eines Brodes lag, einige gebrechliche Stühle, zwei elende, schmutzige Betten und ein Strohlager zu ebener Erde, das war das Mobiliar, das kunterbunt, unordentlich, jämmerlich im Zimmer herumstand. An den unsauberen Wänden hingen an eingeschlagenen Nägeln ein Umschlagetuch, ein Frauenrock und einige Lumpen, die vielleicht früher einmal Hemden gewesen waren. In dem einen Bett aber lag eine kranke Frau, blaß, ausgehungert, todesmatt. Als der Professor eintrat, kam die Frau in eine gewisse Aufregung. Sie suchte instinktiv um sich herum Ordnung zu machen, soweit sie mit den Händen langen konnte, und besonders ein kleines Packet zu verhüllen, das neben ihr im Bette lag. Offenbar schämte sich die Frau ihrer traurigen Lage und hatte vielleicht früher bessere Zeiten gesehen.

„Sind Sie Frau Brennecke?“ fragte der Professor.

„Ja, Herr Armenpfleger,“ antwortete sie schwach.

„Sind Sie krank? Sie liegen ja im Bett.“

„O, es wird wohl nicht so schlimm sein. Ich bin nur so müde und matt und werde so leicht ohnmächtig, wenn ich aufstehe.“

Er sah die Frau näher an. Er war kein Arzt, aber das sah er doch, daß die Frau schwerkrank war und sich Mühe gab, ihren Zustand so viel wie möglich zu verbergen.

„Was haben Sie denn da in dem Packet bei sich liegen, Frau Brennecke?“ fragte er weiter.

„Das ist kein Packet, Herr Armenpfleger — das ist — mein Kind.“ Sie hauchte es nur kaum hörbar.

„Ihr Kind?“ rief der Professor erstaunt. „Lassen Sie doch sehen!“

Er trat näher und schlug das Tuch etwas auseinander. Plötzlich fuhr er erschrocken zurück. „Aber Frau, das Kind ist ja todt!“

Frau Brennecke schluchzte auf.

„Heute Nacht — —“

„Ja, aber haben Sie denn keinen Menschen hier, der Ihnen beisteht in solch' entsetzlicher Lage? Wo ist denn Ihr Mann?“

„Er — er sucht Arbeit.“

„Ach was, Arbeit! Er sucht schon seit achtzehn Monaten Arbeit. Er muß doch in solchem Falle an Ihrer Seite sein!“

Der Professor war empört. In dieser krassen Art war ihm des Lebens Noth und Jammer noch nicht entgegengetreten. Auch wußte er schon, daß der Mann ein unverbesserlicher Säufer war und wahrscheinlich wieder in irgend einem Schnapsladen saß und sich betrank. Die Frau schämte sich offenbar nur, das zu sagen.

„Haben Sie denn keine größeren Kinder, Frau Brennecke?“

„O ja. Ich habe drei Söhne und eine Tochter.“

„Und Niemand ist bei Ihnen? Wo sind sie denn Alle?“

„Mein ältester Sohn ist schon seit einigen Jahren fortgewandert. Wir haben nichts wieder von ihm gehört. Der dritte ist beim Militär.“

„Na, und der zweite?“

„Der — sitzt.“ Dann nach einer kleinen Pause fuhr sie fort, als sie das Entsetzen des Professors über so viel Elend auf seinen Zügen las: „Ach, mein Richard war gewiß nicht schlecht, nur leichtsinnig. Schlechte Menschen haben ihn verführt, und er hat gewiß nur den Diebstahl ausgeführt, um Vater und mir in der Noth zu helfen.“

„Aber Ihre Tochter? Wo ist denn Ihre Tochter?“

„Lieschen hat keine Zeit.“

„Keine Zeit, ihre Mutter zu pflegen?“

„Nein. Sie ist in der Spinnerei. Sie verdient Geld. Sie ist die Einzige, die noch etwas verdienen kann, und wir brauchen es so nöthig.“

Professor Schellhorn stand einen Augenblick rathlos da und betrachtete starr die arme Dulderin. Plötzlich überlief es ihn eiskalt. Er fuhr zusammen und raffte sich auf. Hier mußte Hilfe, schleunige und gründlichste Hilfe geschaffen werden. Das war Alles, was der Professor momentan begriff.

„Ihr Mann muß her!“ sagte er energisch. „Wo ist Ihr Mann, Frau Brennecke?“

„Ach,“ seufzte die arme Frau, „lassen Sie ihn nur!“

Sie schämte sich offenbar immer noch, mit der Wahrheit herauszugehen.

„Er kann doch wenigstens zum Arzt laufen!“ fuhr der Professor fort.

„Der Doktor war gestern Abend da und kommt heute Mittag wieder, aber wir hatten kein Armuthszeugniß. Wir konnten die Medizin nicht holen.“

„Und indessen ist das Kind gestorben?“

„Das arme Ding! Es wäre wohl auch so gestorben.“

„Aber Sie —“

„O — ich — das will nicht viel heißen!“

Professor Schellhorn wurde ungeduldig.

„Und jetzt sagen Sie mir, Frau Brennecke, wo Ihr Mann ist. Ich muß das unbedingt wissen.“

„Wahrscheinlich bei Demmlers.“

„Wer ist Demmler?“

„Eine kleine Wirthschaft vier oder fünf Häuser weiter.“

Der Professor war empört. Er nahm seinen Hut. „Warten Sie! Ich will ihn sofort holen. Ich bin gleich wieder da. Hören Sie, meine liebe Frau? Ich komme sofort zurück.“

Damit ging er und stieg die Treppen hinab. Er wollte dem Burschen den Kopf gehörig zurecht setzen. Die Kampfesstimmung erfuhr jedoch eine bedeutende Abkühlung, als er sich dem Demmler'schen Lokale näherte. Er hörte rohes, breites Lachen herausschallen, und als er die Thür öffnete, quoll ihm eine von Fuselduft und Tabaksqualm geschwängerte Atmosphäre entgegen. Einige Leute waren an einem schmutzigen, klappernden Billard beschäftigt, sich die Zeit zu vertreiben, und das gelang ihnen offenbar nicht, ohne daß sie alle Augenblicke einen kräftigen Fluch hervorstießen. Professor Schellhorn fühlte, wie ihn diese Leute mit frechen, herausfordernden Blicken betrachteten, und hörte höhnische Bemerkungen. Ein unrechtes Wort, und die rohen Patrone hätten ihn durchgeprügelt.

„Ist vielleicht der Schriftsetzer Paul Brennecke hier?“ fragte er.

„Brennecke! Hörst Du? Er will zu Dir!“ rief einer der Billardspieler, und sein Kamerad legte den Billardstab fort und trat auf den Professor zu. Es war ein Mann von etwa achtundvierzig bis fünfzig Jahren, hager, blaß, mit spärlichem blonden Bart und eigenthümlich flackernden und glitzernden Augen. Im Uebrigen war sein Aussehen verkommen, unsauber, roh, die Kleider zerrissen und schmierig; er trug eine sogenannte Ballonmütze auf dem Kopf und ein schmutziges Wollhemd auf dem Leib, um den Hals ein roth und weiß karrirtes Wolltuch. In seinem ganzen Wesen lag etwas Gleichgiltiges, Widerstandsloses, Schwächliches. Als der Professor seinen Namen rief, trat eine leichte Röthe der Erregung auf seine Wange. Er mochte aber meinen, daß ihm das nicht anstehe und daß er seine Erregung verbergen, dem Besuch überhaupt durch Gleichgiltigkeit und eine gewisse bedrohliche Rohheit imponiren müsse.

„Ich bin Brennecke,“ sagte er grob. „Wer sind denn Sie? Was wollen Sie von mir?“

„Brennecke,“ erwiederte der Professor, „ich bin der Armenpfleger und komme soeben von Ihrer Frau. Ich wollte Sie veranlassen, mit mir nach Ihrer Wohnung zurückzukehren. Ich halte den Zustand Ihrer Frau für sehr bedenklich. Außerdem müssen Veranstaltungen wegen des Kindes getroffen werden, das in der Nacht gestorben ist.“

Also der Armenpfleger. Brennecke's erster Gedanke war, daß er von dem Geld erhalten werde.

„Stoß' mal für mich!“ rief er seinem Kameraden zu. Dann wandte er sich mit einer eigenthümlichen linkischen Höflichkeit gegen den Armenpfleger und suchte eine möglichst hilfsbedürftige, armselige Miene anzunehmen. „Wir wollen gehen,“ sagte er. „Sehen Sie, Herr Armenpfleger, wie eine Familie in's Unglück gerathen kann! Ich habe früher meine zweiundvierzig bis achtundvierzig Mark in der Woche gehabt und war fleißig und redlich, bis dann die schreckliche Krankheit über mich kam und ich nun nichts mehr verdienen konnte —“

„Sie sind krank?“ unterbrach ihn der Professor mißtrauisch. „Was fehlt Ihnen denn?“

„Ich bin so schrecklich nervös. Ich kann keinen Buchstaben aus dem Setzkasten mehr halten und werfe Alles durcheinander. Sehen Sie doch da!“ Dabei hielt er seine schmutzigen Hände hin und zitterte wohl mehr aus Absicht als aus Nervosität. „Wir haben uns immer ehrlich und rechtschaffen durchgeschlagen, Herr Armenpfleger,“ fuhr er fort, „aber jetzt, wo der Miethstermin vor der Thür steht, der Winter da ist und ich keinen Verdienst mehr habe, meine Frau krank ist und tausenderlei Ungemach auf mich einstürzt —“

Er brach ab und schluchzte leise. Der Professor sah ihm überrascht und halb verstohlen in's Gesicht. Ja, der Mann weinte! War das nun das letzte Aufflackern des moralischen Bewußtseins, die letzte Zuckung des Gemüths dieses Menschen, oder waren diese Tropfen nur Krokodilsthränen, in denen die notorischen Trunkenbolde bekanntlich sehr stark sind? Der Professor wußte es nicht; das aber sah er, daß die Lage Brennecke's eine entsetzliche war.

„Brennecke,“ sagte Professor Schellhorn ernst

und gewichtig, „ich will Ihnen einmal etwas sagen. Ihre Nervosität ist weniger eine Folge von Krankheit, als vielmehr die Folge eines fürchterlichen Lasters, das Sie zunächst zeitweise um den Verstand und dann allmälig um Herz und Gemüth, um Moral und Ehre gebracht und schließlich noch um das Leben bringen wird, wenn Sie ihm nicht entsagen, solange es Zeit ist."

Brennecke nickte müde. Er verstand wohl, was gesagt wurde, aber seine Gedanken waren mehr bei dem Gelde, das doch wohl dieser Strafpredigt folgen würde, als bei den Worten. Diese letzteren ließ er geduldig über sich ergehen, in der Hoffnung des ersteren.

„Brennecke," sprach der Professor weiter, „Ihre Familie ist zerrüttet, Ihre Söhne haben Sie theils verlassen, theils sind sie auf den Weg des Verbrechens gerathen, Ihre Frau verkommt in Mangel und Elend, Ihr jüngstes Kind ist todt . . . und das Alles ist noch nicht das Ende! Nehmen Sie sich in Acht! Das Ende kann auch für Sie fürchterlich sein! Versuchen Sie also, sich von der zerstörenden Leidenschaft des Trunkes zu befreien, werden Sie wieder ein ordentlicher, arbeitsamer Mensch — es wird sich ja doch wohl noch eine Arbeit finden, die Sie verrichten können. Werden Sie wieder, was Sie waren, ein Mann, der es ehrlich mit sich und den Seinen meint. Wollen Sie mir das versprechen?"

Brennecke kannte diese Geschichte schon. Es war nicht das erste Mal, daß so zu ihm geredet wurde. Er machte also eine Armesündermiene, gab dem Professor die Hand, wischte sich die Augen, schluchzte — und dann gingen sie hinauf zu seiner Frau.

Der Arzt war inzwischen angekommen.

„Wo fehlt's?" fragte der Professor diesen leise.

„Mein Gott, wo soll's fehlen, Herr Professor," erwiederte dieser, ebenfalls leise, „die Frau hat seit Wochen nichts Ordentliches gegessen und getrunken. Dazu die Witterung, die Kälte, der Kummer, die Schläge! Es wäre ein Wunder, wenn sie gesund geblieben wäre."

Der Arzt schrieb Verschiedenes auf. Professor Schellhorn zog sein Portemonnaie und schüttete seinen Inhalt auf den wackeligen Tisch. Es waren einige dreißig Mark.

„Brennecke," sagte er, „da liegt Geld. Sie werden sofort für Ihre Frau besorgen, was der Arzt anordnet. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie das sofort thun werden."

Der Mann faßte, diesmal vielleicht wirklich gerührt und von den besten Vorsätzen beseelt, die Hand seines Wohlthäters, weinte und versprach Alles auf das Heiligste. Dann gingen der Arzt und Professor Schellhorn fort, mit dem Versprechen, morgen wieder nachzusehen. Die beiden Ehegatten blieben einen Augenblick allein.

„Paul!" rief seine Frau leise.

„Was?" fragte er.

„Paul, der Himmel —"

„Ach was, nun fang' Du auch noch an zu predigen. Ich will die Sachen holen. Ich komme bald wieder."

Damit sackte er das Geld ein und warf die Mütze auf den Hinterkopf.

„Paul!" rief seine Frau nochmals schwach, und ihre Stimme zitterte, wie in einem unendlichen Weh.

„Ja doch! Ich weiß schon!" erwiederte er ärgerlich. „Ich bin gleich wieder da! Was soll denn immer diese Winselei!"

Damit ging er fort.

Als er auf die Straße trat, schneite es. In die elenden Stiefel, die Brennecke an den Füßen hatte, drang das Wasser von allen Seiten durch die Risse und Löcher ein. Ihn fror, er fühlte sich überhaupt so unbehaglich wie möglich. Er hatte den ganzen Morgen noch nichts genossen, als drei Schnäpse, und er sollte all' dies Ungemach über sich ergehen lassen, jetzt, wo er Geld in der Tasche hatte, mehr als er seit langen Jahren besessen? Er wenigstens mußte sich doch gesund erhalten, das war seine Pflicht! Wenn er auch noch krank wurde, — was sollte dann werden?

Gleichwohl kämpfte er mit sich und ging auf die andere Seite der Straße, als er in die Nähe von Demmler's Lokal kam. Es rieth ihm etwas in seinem Innern ab, einzukehren. Er schielte hinüber, als er vorbeiging, aber man sah ihn nicht. Er wünschte fast, daß man ihn sehen, rufen solle, damit er einen Grund hätte, einzutreten, aber kein Mensch bemerkte ihn. Dann wurde sein Schritt langsamer, zögernder. Es war ihm, als wenn er lautes Lachen aus dem Lokal gehört habe. Er blieb stehen.

„Ich muß doch einmal sehen," murmelte er, „wie meine Parthie steht."

Dann kehrte er um und trat ein. Seine Kumpane waren noch beim Billardspielen.

„Du bist g'rade am Stoß, Brennecke," schrie ihm Einer zu.

„Ich habe keine Zeit. Ich muß fort," antwortete er.

Die anderen Beiden lachten unsinnig.

„Habe ich's nicht gesagt?" fuhr der Erste lachend fort, „sie haben ihn windelweich geschwätzt. Ein Kerl, der seit zwei Jahren bummelt, hat keine Zeit! Ei, was bist Du für ein Esel!"

„Stoß, Brennecke," rief der Andere, „oder geh' Deiner Wege, wenn Du durchaus ein Schafskopf sein willst."

Der kleine schmierige Kellner kam mit der Nordhäuserflasche und goß ohne Weiteres das Glas Brennecke's, das noch von vorhin dastand, voll. Brennecke griff nach dem Billardstock. Er wollte nur die Parthie ausspielen. Vielleicht hörte es indessen auf zu schneien. Während des Spieles fragte man ihn aus, und kaum wußten die Anderen, daß er dem Armenpfleger wirklich siebenunddreißig Mark achtzig Pfennige „locker gemacht" habe durch sein Gewinsel und Gejammer, als die Sache sehr fidel wurde. Man klopfte ihm auf die Schulter, sagte ihm, er sei ein schlauer Kerl, der wohl wüßte, wie's gemacht würde, und forderte ihn auf, etwas auszugeben, damit man auf das Wohl seiner Frau trinken könne.

Nach einigen weiteren Gläsern kam sich Brennecke wirklich als ein Ausbund von Schlauheit vor, denn das, was er heute fertig gekriegt, würde ihm so leicht kein Anderer nachmachen. Allmälig ging das bischen Verstand und Gemüth Brennecke's in Fusel auf, und das Geld des Professors Schellhorn wurde in seiner Tasche immer dünner. Die kranke Frau war vergessen.

— — — — — — — — — — —

Es war zehn Uhr vorbei, als Brennecke, sinnlos betrunken, seiner Wohnung zuschwankte. Er hatte Alles besorgt, was der Arzt aufgeschrieben hatte, seine Frau sollte es gut haben. Nur eine der Flaschen hatte er in der Trunkenheit verloren. Sie war auf eine Steinkante gefallen und zerborsten. Aber er hatte ja noch zwei andere, eine Menge Nahrungs- und Stärkungsmittel, was lag an der einen zerbrochenen Flasche? Mühsam kletterte er die vier Treppen hinauf, rechts und links anstoßend und laut polternd, trotzdem er sich Mühe gab, seine Trunkenheit nach Möglichkeit zu verbergen. Als er in seine Wohnung kam, lag seine Tochter Lieschen vor dem Bette seiner Frau und schluchzte zum Herzbrechen. Seine Frau lag im Bette neben der kleinen Kinderleiche, starr, todt!

Seine Tochter, ein kaum sechzehnjähriges, blasses Mädchen, sprang erschrocken auf, als sie ihn in diesem Zustande hereinschwanken sah, und floh vor ihm. Brennecke starrte wie geistesabwesend erst auf die Leiche seiner Frau, dann auf sein Kind. Er wollte wieder weinen und jammern, aber — merkwürdig — es kam nur ein kurzes heiseres Lachen über seine Lippen, vor dem er selber erschrak. Dann wollte er sich seiner Tochter nähern.

„Lieschen," stotterte er mühsam. „Lieschen, ich weiß, Du bist mein — mein gutes Kind! Wir sind nun ganz, ganz allein auf der Welt, Lieschen — Du wirst Deinen alten — alten Vater nicht verlassen, wie Deine Brüder, da — da —"

Er stieß in seiner Trunkenheit an einen Stuhl, kam in's Wanken und konnte sich nur mit größter Mühe aufrecht halten. Das junge Mädchen fürchtete sich vor ihm, schrie auf und wich ihm aus.

„Vater, Vater! Du bist ein —" Plötzlich war sie fort und zur Thür hinaus.

Brennecke starrte einen Augenblick vor sich nieder und schnob und keuchte sonderbar. „Was?" murmelte er dann, als ob seine Tochter, oder überhaupt Jemand, der ihn hören, ihm antworten könne, da sei. „Was bin ich? Ein — ein Vieh? Oder ein — oder ein Schuft?"

Dann war es, als wolle er sich ausdehnen; er hob die Arme in die Höhe, stöhnte, stieß aber plötzlich einen Schrei aus und fiel auf den Boden, daß es dumpf dröhnte. Der Mann in seinen kräftigsten Jahren lag da wie eine gefällte Eiche, niedergeschmettert, vernichtet durch den tückischen Dämon seines Lasters, die Trunksucht!

Und in der Betäubung trug ihn das unberechenbare Zauberspiel des Traumes zurück in seine Jugend. Er sah sich im Vollbesitz seiner Kraft und Gesundheit, wie er damals vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren in Wien seine jetzige Frau kennen gelernt, wie er um ihre Liebe, um ihr Vertrauen und schließlich um sie selbst geworben hatte. Wie glücklich und selig, wie hingebend und vertrauend schmiegte sich sein junges blühendes Weib in seine Arme, wie traulich spielten ihr die kleinen, zierlichen Löckchen kastanienbraun um den Hals, wie glänzten ihre runden freundlichen Augen.

Der trunkene Träumer wand sich ächzend und frierend auf dem Boden; das schöne Bild verschwand vor seinen Blicken. Die Familie wuchs, und über die Liebe und Eintracht seines Herzens legte sich ein Schatten, zuerst unmerklich. Unzufriedenheit, ungestümer Drang nach Genuß und Schrankenlosigkeit, verworren und unklar, aber immer wachsend. Und dann wurde er arbeitslos, zuerst freiwillig, dann gezwungen. Schließlich wurde er krank. Halb genesen ging er wieder an die Arbeit. Um sich zu „stärken", trank er mehr als gewöhnlich. Das steigerte seine Schwäche und seine Unlust zur Arbeit. Häufig war er ganz unfähig dazu. Er stand am Setzkasten, und vor seinen Augen flimmerte und flackerte es hin und her, er wußte nicht, was er setzte, und warf die Buchstaben und Zeichen durcheinander.

Dann sah er im Traume jene Stunde, wo er, betrunken nach Hause kommend, seine Frau zum ersten Male schlug, weil sie ihm Vorwürfe machte. Er bereute die That und bat um Verzeihung — und am nächsten Tage war er wieder betrunken. Auch seine Söhne erschienen ihm im Traume, einer nach dem anderen: der Aelteste — frech und unerzogen — stand ihm als Feind gegenüber. Und die Schatten lagerten sich über seiner Existenz immer dunkler, immer schwerer und düsterer. Ein Teufel, ein unwiderstehlicher, süßlicher, einschmeichelnder Dämon hatte Besitz von ihm ergriffen, der ihm im momentanen Rausch Vergessen und Glückseligkeit versprochen hatte, der ihm wie ein hundertarmiger Polyp Sehne für Sehne, Nerv

für Nerv tödtete, ihm Herz und Gemüth und Verstand fraß, bis er ihn endlich ganz in seiner Gewalt hatte.

So lag er stundenlang in seinen wirren Fieberträumen. Alle Erlebnisse seines Lebens, die Missethaten und die Folgen seiner verächtlichen Schwäche zogen an seinem Geiste vorüber. Endlich erwachte er. Ein trauriger, grauer Morgen dämmerte über den Dächern hin und schaute durch die Dachluken in seine Kammer. Bleiche Strahlen fielen auf das Todtengesicht seiner Frau.

Das also war das Ende? Das war das Resultat seiner Lebensweisheit?

Er schrie wie ein wildes Thier, raufte sich Haar und Bart und hämmerte mit den Fäusten auf seinem Kopfe herum; er geberdete sich wie besessen, aber seine Frau wurde nicht mehr lebendig, lag in der ruhigen Majestät des Todes, entrückt seinen wüsten Mißhandlungen. Und endlich erlosch auch in ihm das Feuer der körperlichen Kraft. Die Verzweiflung aber blieb und die Selbstvorwürfe; die Scham vor sich selbst und vor den Leuten, die nun bald kommen mußten und ihn zur Rechenschaft ziehen würden.

Nein! Er wollte nicht mehr Rede stehen. Wenn die Herren kämen und ihn fragten: „Was hast Du mit dem Geld, das wir Dir für Deine Frau gegeben, gemacht? Was hast Du mit Deiner Frau selbst, mit Deinen Kindern und mit Dir gemacht?" Was konnte, was wollte er da antworten?

Er stöhnte laut in seiner Qual auf. Er wollte von nichts mehr wissen, und trotzdem es noch lange nicht Tag war, stahl er sich aus seiner Wohnung fort, sich ängstlich mit den blutunterlaufenen, übernächtigen Augen umsehend, ob ihm auch Niemand folge. Es folgte ihm Niemand, Niemand hielt ihn auf seinem traurigen Gange auf.

Er eilte aus den Grenzen der Stadt dem Walde zu, der sich am Flußufer ausdehnt. Kahl und schwarz starrten die Baumwipfel in den wolkengrauen Himmel, kein Thier regte sich im Walde, kein Luftzug bewegte die dürren Zweige — eine entsetzliche Oede, ein Bild des Todes!

Jetzt stand er am Fluß. Unheimlich, farblos in der kahlen, todten Winterlandschaft schob er seine Wellen träg und langsam dahin. Am Rande waren dünne Eisansätze. Das Wasser mußte also sehr kalt sein. Gleichviel, nur vorwärts! Er warf die Mütze in den Schnee und löste auch das Halstuch. Dann ein Sprung von dem hohen Ufer — ein Aufklatschen im Wasser, dem ein leises Gurgeln folgte! Nun war Alles wieder still wie vorher — aber nur einen Moment. Ein Arm ruderte sich hastig wieder hervor aus dem lebensfeindlichen Element, ein pustender, entsetzlich entstellter Kopf folgte, in dem in Todesangst und Schrecken die Augen rollten. Mit der Kraft der Verzweiflung rang der Ertrinkende mit dem Strom.

Vergeblich! Das Lied ist aus. Die Wellen überwältigen den Halbohnmächtigen, tragen ihn eine viertel, eine halbe Minute fort und versenken ihn dann stumm, lautlos, erbarmungslos in sein nasses Grab.

Humoristisches.



Fatale Verwechselung.

Ich mußte meinen Kommis entlassen, denn es war wirklich nicht zum Aushalten, so oft verwechselte er mir und mich.

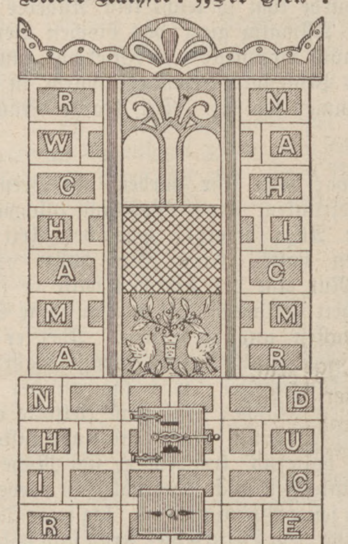
— Pah, das ist so schlimm noch nicht. Ich habe augenblicklich einen, der verwechselt nicht nur mir und mich, sondern auch mein und dein!

Erklärung.

Gast (nachdem er die Weinkarte gelesen, halblaut): Sagen Sie, Kellner, auf der Weinkarte steht: Affenthaler Mk. 1.50. Dafür gibt's doch keinen Affenthaler! Was soll das heißen?

Kellner (leise): Das heißt: Trinken Sie nur zwei Flaschen davon, dann haben Sie 'nen Affen und der Wirth 'nen Thaler.

Bilder-Räthsel: „Der Ofen".



In der Wohnung eines alten Sonderlings fand sich ein Ofen, von welchem vorstehende Zeichnung ein getreues Abbild gibt. Da die Entzifferung der geheimnißvollen Inschrift auf den Randkacheln bisher Niemandem gelungen ist, so bitten wir hiermit unsere findigen Räthsellöser um ihre geschätzte Mithilfe.

Auflösung folgt in Nr. 47.

Diamant-Räthsel.

```
                A
             A  A  A
          B  B  E  E  E
       E  E  E  F  G  H  H
    I  I  I  I  J  J  K  L  L
 L  L  M  M  N  N  P  R  R  R  R
    R  R  S  S  S  S  S  S  S
       T  T  T  T  T  T  T
          U  U  U  U  U
             U  U  W
                Z
```

Aus vorstehenden Buchstaben sind nach dem gleichen Muster zu bilden: 1) ein Buchstabe, 2) eine Kopfbedeckung, 3) eine Aeußerung der Seelenthätigkeit, 4) ein beliebtes Kinderspielzeug, 5) eine Stadt an der Donau, 6) ein deutscher Dichter, 7) ein deutsches Salzbergwerk, 8) ein Raubthier, 9) ein Vogel, 10) ein Mineral, 11) ein Buchstabe. — Die sich kreuzenden Mittelreihen ergeben das Gleiche, einen beliebten deutschen Dichter.

Auflösung folgt in Nr. 47.

Auflösungen von Nr. 45:

des Bilder-Räthsels: Willst du stark sein, so überwinde dich selbst;

des Wechsel-Räthsels: 1) **Alpen**, Alsen; 2) **Lachs**, Luchs; 3) **Linde**, Linse; 4) **Elbe**, Elba; 5) **Stein**, Stern; 6) **Eule**, Erle; 7) **Rubin**, Ruben; 8) **Raab**, Raub; 9) **Auge**, Alge; 10) **Tempel**, Tümpel; 11) **Hanf**, Hand; 12) **Eger**, Eber; 13) **Neger**, Niger = Alles errathen;

der dreisilbigen Charade: Augenlid.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung** (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.